

Sigmund Freud – aktuell

LILLY FREUD-MARLÉ: **Mein Onkel Sigmund Freud. Erinnerungen an eine große Familie.** Herausgegeben von Christfried Tögel. Aufbau Verlag, Berlin 2006. 336 Seiten, 22,90 EUR.

SIGMUND FREUD/ ANNA FREUD: **Briefwechsel 1904-1938.** Herausgegeben von Ingeborg Meyer-Palmedo. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2006, 656 Seiten, 34,90 EUR.

ANETTE MEYHÖFER: **Eine Wissenschaft des Träumens.** Sigmund Freud und seine Zeit. Knaus Verlag, München 2006. 560 Seiten, 22,95 EUR.

EVA WEISSWEILER: **Die Freuds.** Biografie einer Familie. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2006. 320 Seiten, 24,90 EUR.

PAUL ROAZEN: **Freud und sein Kreis.** Psycho- sozial-Verlag, Gießen 2006. 584 Seiten, 39,90 EUR.

ELI ZARETSKY: **Freuds Jahrhundert.** Die Geschichte der Psychoanalyse. Zsolnay Verlag, Wien-München 2006. 624 Seiten, 39,90 EUR.

CORDELIA SCHMIDT-HELLERAU (HRSG.): **Sigmund Freud.** Das Lesebuch, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2006, 477 Seiten, 12 EUR.

ANNA FREUD/ ILSE GRUBRICH-SIMITIS (HRSG.): **Sigmund Freud.** Werkausgabe in zwei Bänden, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2006. 624 Seiten, 25 EUR.

HANS-MARTIN LOHMANN/ JOACHIM PFEIFFER: **Freud-Handbuch.** Leben. Werk. Wirkung. J.B. Metzler, Stuttgart 2006. 460 Seiten, 64,95 EUR.

Erstaunlicherweise hat der 150. Geburtstag von Sigmund Freud keinen Autor zu einer neuen, wissenschaftlich fundierten Biografie des Begründers der Psychoanalyse anzuregen vermocht. Nach wie vor prägen die gewaltige, drei Bände umfassende Biografie von Ernest Jones (dt. 1960/62), jene von Ronald W. Clark (dt. 1981) und schließlich die von Peter Gay (dt. 1987) unser Freud-Bild. Das meiste, was darüber hinaus an im engeren Sinne biografischen Darstellungen Freuds vorliegt, trägt eher populären Charakter und eignet sich kaum für eine vertiefende Beschäftigung mit seiner Persön-

lichkeit, geschweige denn mit seiner Lehre. Und dennoch ist das jetzige Erscheinen einer Anzahl biographisch orientierter Bücher zu oder über Freud begrüßenswert, vermitteln sie doch – zumindest teilweise – auf Einzelforschungen der letzten Jahrzehnte beruhende unmittelbare Einblicke in Freuds Lebenswelt.

Als besonderer Glücksfall darf die Veröffentlichung der lange Zeit verschollenen Aufzeichnungen von *Lilly Freud-Marlé* unter dem Titel »Mein Onkel Sigmund Freud. Erinnerungen an eine große Familie« im Berliner Aufbau Verlag angezeigt werden. 2003 entdeckte der Freud-Spezialist Christfried Tögel bei Recherchen in der Library of Congress in Washington dieses menschlich tief bewegende Dokument. Lilly Freud-Marlé, 1888 in Wien geboren und 1970 in London gestorben, Schauspielerin und Dichterin, war die Tochter von Sigmund Freuds Schwester Marie. 1917 heiratete sie den Schauspieler Arnold Marlé und startete nach kurzer Bühnenlaufbahn eine erfolgreiche Karriere als Rezitatorin. Ihre Auftritte, u.a. mit Rabindranath Tagore, waren umjubelte Ereignisse. 1933 emigrierte sie nach Prag und von dort 1939, im Todesjahr Freuds, nach London. Als knapp 60-jährige begann sie 1944, begleitet von intensiven Gesprächen mit Freuds Witwe Martha, ihre Erinnerungen aufzuzeichnen. In ihnen zeigt sie einen anderen, den »privaten Freud«: das Oberhaupt einer Großfamilie, den Glückssucher und Genussmenschen, die Vaterfigur auch für sie als seine Nichte. Sie erinnert sich an die Tischrunden in der Wiener Berggasse 19, an gemeinsam verbrachte Sommerferien, an die Geburtstage des Onkels und nicht zuletzt an seine immense Arbeitsleistung. Sein schweres Krebsleiden erlebt sie bis zum Schluss, aber auch den Willen, weder auf Arbeit noch auf Glück zu verzichten.

Mit dem bei S. Fischer erschienenen, von *Ingeborg Meyer-Palmedo* herausgegebenen »Briefwechsel 1904-1938« zwischen Sigmund Freud und seiner jüngsten Tochter Anna Freud liegt ein weiteres Konvolut originärer Freud-Zeugnisse vor. Es ist der erste publizierte Briefwechsel Freuds mit einem seiner sechs Kinder. Die knapp 300 Briefe vermitteln nicht nur

ein überaus lebendiges Bild der Familien- und Freundessphäre Freuds, sondern berühren immer wieder auch Fragen der Psychoanalyse und ihrer Vertreter. Dass die bekannte enge Vater-Tochter-Beziehung einen breiten Raum einnimmt, versteht sich gewissermaßen von selbst. Dem Freud häufig gemachten Vorwurf, er habe Anna durch die Vaterbindung behindert und ihr damit unwiederbringliche Erfahrungen vorenthalten, insbesondere »die einzig wünschenswerte weibliche Möglichkeit eines Ehelebens«, stimmt die Herausgeberin unter Verweis auf mehrere Äußerungen in verschiedenen Briefen Anna Freuds allerdings nicht zu. Und auch manch andere Vorstellungen bezüglich der Haltung Freuds gegenüber den eigenen Lebens- und Berufsbestrebungen seiner Tochter, die noch zu seinen Lebzeiten zu einer Koryphäe der psychoanalytischen Bewegung wurde, revidiert die Veröffentlichung dieses Briefwechsels. Ingeborg Mayer-Palmedo hat den über 650 Druckseiten umfassenden Band beispielhaft ediert und durch biografische Erläuterungen, zahlreiche Querverweise innerhalb des Briefwechsels, Hinweise auf weiterführende Literatur, ein Register der Namen, Orte und Institutionen sowie vieles andere mehr ein Maximum an Benutzerfreundlichkeit geschaffen. Auch die verlegerische Leistung, dieses biographische und kulturhistorische Dokument unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen Bedingungen einer interessierten Öffentlichkeit zu einem vertretbaren Preis zugänglich zu machen, soll hier nicht unerwähnt bleiben.

Zwei für ein größeres Publikum bestimmte, gut lesbare biografische Darstellungen Freuds und seines Wirkungskreises stammen von literarisch ambitionierten Autorinnen. *Annette Meyhöfer*, Literaturwissenschaftlerin und Publizistin, geht in ihrem weit ausholenden Buch »Eine Wissenschaft des Träumens. Sigmund Freud und seine Zeit« von Freuds zentralem Werk aus, seiner an der Schwelle zum 20. Jahrhundert erschienenen »Traumdeutung«. Sie erkundet den Menschen und Wissenschaftler im Spiegel seiner Herkunft, der Zeitumstände, seiner Freunde und Widersacher und nicht zuletzt seiner illustren Patienten. Dabei ist ihre

Distanz zum immer wieder auflebenden Wissenschaftsstreit offensichtlich: Der »Krieg um Freud« interessiert sie nicht. Im Vordergrund ihres Buches steht die Erzählung seines Lebens und die Veranschaulichung seines Denkens, das ein Jahrhundert revolutionieren und Kultur, Literatur und Wissenschaft so nachhaltig beeinflussen sollte. Dagegen nimmt Eva Weissweiler, Schriftstellerin, Film- und Hörfunkautorin und biographisch bereits mit zwei Büchern über »Clara Schumann« und »Tussy Marx« hervorgetreten, mit ihrem Buch »Die Freuds. Biografie einer Familie« den gesamten »Freud-Clan« in den Blick und wendet sich dem zu, was C.G. Jung einmal das »Persönlich-Peinliche« und Freud selbst den »Familienroman« nannte. Für das Herausarbeiten der tragischen Elemente in dieser gelegentlich etwas zu journalistisch-forsch erzählten Familiengeschichte zeigt Eva Weissweiler ein gutes Gespür.

Einen wichtigen Beitrag zum Freud-Jahr stellt die endlich erfolgte Wiederveröffentlichung des erstmals 1976 auf Deutsch erschienenen verdienstvollen Werkes »Freud und sein Kreis« des Sozialwissenschaftlers *Paul Roazen* in der »Bibliothek der Psychoanalyse« des Gießener Psychosozial-Verlags dar. Roazen, der erst im vergangenen Jahr verstarb, zeichnet ein genaues Bild Freuds. Er geht den Einflüssen von Kindheit und Jugend nach, von Umgebung und Familie, er zeigt Freud, den leidenschaftlich Liebenden und Hassenden, den Arzt und Forscher, das Genie und den Wiener Bürger des 19. Jahrhunderts. Hunderte von Interviews mit über 70 Personen, die Freud kannten – Familienmitglieder, Kollegen, Patienten –, unveröffentlichte Aufzeichnungen aus dem Nachlass des Freud-Biographen Ernest Jones sowie genaue Kenntnisse psychoanalytischer Theorie und Praxis sind die Grundlagen dieser umfangreichen Darstellung.

Von immenser Bedeutung für eine neue Beschäftigung mit Sigmund Freud und der Psychoanalyse erweist sich das Werk »Freuds Jahrhundert. Die Geschichte der Psychoanalyse« von *Eli Zaretsky*, der an der New York School in New York lehrenden Kultur- und Sozialwissenschaftlerin. Es handelt nicht nur von den

prominenten Protagonisten – von Freud, Alfred Adler, C.G. Jung bis zu Jacques Lacan –, sondern versteht die psychoanalytische Bewegung als einen zentralen Akteur der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Grundsätzlich geht es Eli Zaretsky darum, »die emanzipatorische Dimension des psychoanalytischen Denkens« herauszuarbeiten, »ohne die kritischen Einwände zu übergehen oder die Notwendigkeit einer gründlichen Auseinandersetzung mit ihrem Vermächtnis zu bestreiten«. Dass das »Zeitalter Freuds« zu Ende gegangen ist, gilt für die Autorin als unbezweifelbar, »aber wie alle großen Aufbrüche wirkt die Psychoanalyse weiterhin auf das alltägliche Leben, auf die Landschaft von Intuitionen, Träumen und schattenhaften Erinnerungen, die wir alle bewohnen«. So betrachtet, hat die Psychoanalyse, deren Ende schon viel zu oft prophezeit wurde, durchaus eine Zukunft.

Zwei Editionen des S. Fischer Verlages versammeln in Auswahl grundlegende Texte Freuds aus allen Epochen seines wissenschaftlichen Wirkens. »Sigmund Freud. Das Lesebuch«, herausgegeben, eingeleitet und mit Begleittexten versehen von *Cordelia Schmidt-Hellerau*, ist bestens geeignet, jedem an der Psychoanalyse Interessierten einen ersten Zugang zu Freud zu verschaffen. Dabei legt die Herausgeberin Wert auf die Feststellung, dass die Zugänglichkeit, Kürze und thematische Vielfalt der von ihr ausgewählten Texte nicht zu der Meinung verleiten dürfe, »mit diesem Lesebuch eine Art Freud light oder einen Readers Digest in Händen zu haben«. So sind denn auch – abgesehen von zwei Texten – alle Arbeiten als in sich geschlossene, eigenständige Aufsätze publiziert worden. Einen beträchtlichen Schritt weiter geht die von *Anna Freud* und *Ilse Grubrich-Simitis* herausgegebene und mit Kommentaren versehene, erstmals 1978 erschienene »Werkausgabe in zwei Bänden«. Band I behandelt die »Elemente der Psychoanalyse«, Band II die »Anwendungen der Psychoanalyse«. Den Abschluss des zweiten Bandes bildet eine eigens für diese Edition zusammengestellte ausführliche Lebenschronologie Sigmund Freuds. Aufgrund ihres stringenten Aufbaus und ihrer kritischen

Kommentierung hat sich diese Werkausgabe als Kompakteinführung in die Komplexität des Freudschen Denkens hervorragend bewährt. Einer wahren Mammutaufgabe haben sich die Herausgeber des bei Metzler erschienenen »Freud-Handbuch«, *Hans-Martin Lohmann* und *Joachim Pfeiffer*, unterzogen. Erstmals stehen in einem Freud-Grundlagenwerk dessen kulturtheoretischen Leistungen und deren vielfältige Rezeption im Mittelpunkt: von der Philosophie über die Literaturwissenschaft bis zur Theorie des Films, von der Ethnologie über die Soziologie bis zur Politischen Psychologie, vom Marxismus über die Kritische Theorie bis zum Feminismus. Dieser kulturkritische Ansatz schließt freilich aus, dass klinisch-therapeutischen Gesichtspunkten, die in anderen psychoanalytischen Handbüchern breiten Raum einnehmen, hier größere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Die Herausgeber und rund 40 Autoren des Handbuches konzentrieren sich auf »Freuds enorme Bedeutung für die Entzifferung von vergangener und gegenwärtiger Kultur- und Gesellschaftsgeschichte« und machen damit vor allem die wirkungsgeschichtliche Dimension der Freudschen Psychoanalyse sichtbar.

Adelbert Reif

Kabale und Skandale

SABINE RICHBÄCHER: **Sabina Spielrein – »Eine fast grausame Liebe zur Wissenschaft«**. Biografie. Dörlemann Verlag, Zürich 2005, 400 Seiten, 24,90 EUR.

Die Geschichte der Psychoanalyse ist überreich an absonderlichen, skandalumwitterten Vorkommnissen. Davon betroffen sind sowohl einige ihrer Vorkämpfer und späteren Repräsentanten wie etwa C.G. Jung oder Wilhelm Reich, als auch eine Anzahl Analyse-Patienten, die selbst zu Analytikern wurden. Die 1885 im südrussischen Rostow am Don geborene, aus einer wohlhabenden jüdischen Familie stam-

mende Sabina Spielrein bietet dafür ein hervorstechendes Beispiel. Sie kam im Sommer 1904 in Begleitung ihrer Angehörigen zu einem Kuraufenthalt in die Schweiz und wurde wegen plötzlich auftretender schwerer hysterischer Störungen in die Kantonale Züricher Irrenanstalt – dem Burghölzli – für mehrere Monate eingewiesen: ihrem Stande entsprechend auf der Frauenabteilung der ersten Klasse in einem Einzelzimmer mit Privatpflegerin. Hier übernahm der stellvertretende Sekundararzt Dr. C.G. Jung, der spätere große Gegenspieler Sigmund Freuds, ihre Behandlung.

Die Begegnung mit der hübschen, gebildeten und weltläufigen Patientin machte auf Jung einen nachhaltigen Eindruck. Durch die Lektüre einiger Schriften Freuds mit dessen Lehre bereits in wesentlichen Umrissen vertraut, reizte es ihn, die neue Behandlungsmethode an Sabina Spielrein auszuprobieren. Doch wurde die Russin für Jung nicht nur zum »psychoanalytischen Schulfall«: Beide traten zueinander in eine Liebesbeziehung, die sich zu einer Chronique scandaleuse entwickelte. Zwar gelang es der hypersensiblen Sabina Spielrein, sich unter dem Schutz von Klinikdirektor Eugen Bleuler und seinen Ärzten aus dem Geflecht der Ansprüche ihres Familienclans zu lösen, tiefsitzende Ängste zu überwinden und die eigene Persönlichkeit zu stärken: Sie begann noch während ihres Aufenthalts in der Anstalt mit einem Medizinstudium an der Universität Zürich und promovierte dort 1911 bei Professor Bleuler mit der Dissertation »Über den psychologischen Inhalt eines Falles von Schizophrenie (Dementia Praecox)« zum Doktor der Medizin. Doch zugleich bedeutete die Begegnung mit Jung für Sabina Spielrein ein Unglück: Denn der »psychoanalytische Schulfall« erwies sich als kein Meisterstück und die therapeutische Beziehung wurde nie aufgelöst, sondern schleppte sich, teils verdeckt, teils offen bis zu ihrer Rückkehr in die Sowjetunion 1923 hin. In ihrer Heimat widmete sich Spielrein weiterhin psychoanalytischen Fragen, obwohl das unter den Verhältnissen im stalinistischen Russland lebensgefährlich geworden war. Im August 1942 wurden Sabina Spielrein und ihre beiden

Töchter mit allen anderen Juden ihrer Heimatstadt von Angehörigen des SS-Sonderkommandos 10a erschossen.

Zwischen diesen beiden Polen – dem Eintreffen Sabina Spielreins in der Schweiz 1904 und ihrem gewaltsamen Tod in Rostow am Don 1942 – bewegt sich die von der Züricher Psychoanalytikerin Sabine Richebächer jetzt vorgelegte erste umfassende Biografie der russisch-jüdischen Wissenschaftlerin. Die Chronique scandaleuse wird von ihr nur insoweit reflektiert, als dies aus psychoanalytischer Sicht und zum Verständnis biografischer Zusammenhänge erforderlich ist. Das Hauptanliegen der Autorin besteht – über die Schilderung des abenteuerlich-dramatischen Lebens von Sabina Spielrein hinaus – erklärtermaßen darin, ihre bedeutende wissenschaftliche Leistung für die Psychoanalyse aus dem Dunkel des Vergessens wieder ans Licht zu befördern.

In der Tat war der Name von Sabina Spielrein als eine der weltweit ersten Psychoanalytikerinnen und Wegbereiterin bei der Erforschung der kindlichen Seele über viele Jahrzehnte hinweg selbst in Fachkreisen nahezu unbekannt. Dass man sich heute auf breiterer Ebene mit ihr beschäftigt, »dass ihr Leben, zunehmend auch ihre wissenschaftliche Arbeit, die Forschung interessieren«, wie ihre Biographin schreibt, »verdankt sich einem Fund, der 1977 bei Renovierungsarbeiten im Palais Wilson in Genf gemacht wurde – im Gebäude des ehemaligen Psychologischen Instituts«. Dort stieß man im Keller auf einen schweren braunen Koffer, der einen sensationellen Inhalt enthielt: Unter zahlreichen persönlichen Schriften seiner Besitzerin Sabina Spielrein entdeckte man ihren Briefwechsel mit Sigmund Freud und C.G. Jung – bestehend aus über 80 handgeschriebenen Briefen und Karten aus den Jahren 1908 bis 1923 und ihr Tagebuch 1909 bis 1912. Sabina Spielrein hatte den Koffer bei ihrer Rückkehr nach Russland 1923 in Genf zurückgelassen. Der Fund bot einigen Film- und Theaterautoren Anlass, sich mit dem Schicksal Sabina Spielreins künstlerisch und dokumentarisch auseinander zu setzen. In Italien wurde ihre Geschichte unter dem Titel »Prendimi l'anima«

verfilmt, der englische Dramatiker Christopher Hampton schrieb ein Theaterstück »The Talking Cure« und Elisabeth Martón drehte einen Dokumentarfilm »Ich hieß Sabina Spielrein«.

Für das hartnäckige Beschweigen von Sabina Spielreins Leben und ihrer wissenschaftlichen Leistung durch die Fachwelt führt Sabine Richebächer eine ganze Reihe von Gründen an: Einer der wichtigsten Gründe ist sicher, dass Spielrein eine »Außenseiterin« war und keine Ideologin der frühen psychoanalytischen Bewegung. Als Jung und Freud 1913 mit großem Krach auseinander gingen, weigerte sie sich, neben der fachlichen Trennung von Jung auch den persönlichen Bruch mit ihm zu vollziehen. Das nahmen ihr die Freudianer übel, obwohl sie selbst sich als »Freudianerin« bekannte.

Ein weiterer Grund liegt zweifellos in der Zerstrittenheit der psychoanalytischen Schulen und der Egozentrik zahlreicher ihrer Vertreter, die jede Methode – natürlich ausgenommen ihre eigene – für falsch oder zumindest für unvollkommen erachten und konkurrierenden Konzepten am liebsten die Existenzberechtigung absprechen würden. Nur hat Sabina Spielrein, wie ihre Biografin nachweist, keine »Methode« oder ein »geschlossenes Theoriegebäude« entwickelt und auch nie ein »Lehrbuch« geschrieben. Wie in der Pionierzeit der Psychoanalyse üblich, probierte sie die verschiedenen analytischen Ansätze und Möglichkeiten aus und sammelte so eigene Erfahrungen. Vor allem besaß sie ein großes Talent, anregende Fragen zu stellen und originelle Forschungskonzepte zu entwerfen. Sabine Richebächer charakterisiert sie denn auch als »Vordenkerin«, als »Pionierin«. Das gilt besonders für ihre Forschungen auf dem Gebiet der Entzifferung des schizophrener Sprechens. Auch hat sie als erste das Problem des Masochismus thematisiert.

Insbesondere aber ist Sabina Spielrein die Begründerin der Kinderanalyse. Ihre erste kinderanalytische Arbeit »Beiträge zur Kenntniss der kindlichen Seele« erschien 1912 und damit zehn Jahre vor Anna Freuds erstem Aufsatz zur Kinderanalyse. Anschaulich beschreibt Spielrein, dass kindliche Phobien sich jeweils auf unbewusste sexuelle Vorstellungen zurückfüh-

ren lassen. Als einen ebenfalls herausragenden Beitrag wertet ihre Biografin den 1922 erschienenen Aufsatz »Die Entstehung der kindlichen Worte Mama und Papa. Einige Betrachtungen über verschiedene Stadien in der Sprachentwicklung«. Darin beschreibt und analysiert Sabina Spielrein als Erste die Bedeutung des Saugaktes als grundlegende Lebenserfahrung des Kindes.

Während sich die bisherigen wenigen Arbeiten über Sabina Spielrein auf den berühmt-berüchtigten psychoanalytischen Skandal zwischen Jung, Spielrein und Freud konzentrieren, war es Sabine Richebäckers Anliegen, ein umfassendes Porträt der russisch-jüdischen Psychoanalytikerin als eigenständiger Persönlichkeit zu zeichnen. Dies ist ihr unter Heranziehung zahlreicher neuer Quellen – beispielsweise von Tagebüchern, Familienbriefen, Korrespondenzen mit Freundinnen und Kollegen, aber auch Polizeiprotokollen, Urkunden und Gerichtsakten – auf überzeugende Weise gelungen.

Adelbert Reif

Überfällige Entmystifizierung

DEIRDRE BAIR: **C.G.Jung. Eine Biografie.** Albrecht Knaus Verlag, München 2005. 1168 Seiten, 49,90 EUR.

Die Geschichte der frühen Psychoanalyse ist überreich an absonderlichen, häufig skandalumwitterten Vorkommnissen. Das egozentrische, teilweise pathologische Gebaren zahlreicher ihrer Vertreter – erinnert sei hier nur an so extrem auffällige Persönlichkeiten wie Otto Gross und Wilhelm Reich – und die Zerstrittenheit der verschiedenen psychoanalytischen Schulen untereinander offenbaren ein recht diffuses Bild der Entwicklung der Psychoanalyse seit ihrer Begründung durch Sigmund Freud. Einem ihrer zwiespältigsten Hauptvertreter und Antipoden Freuds – dem Schweizer Carl Gustav Jung (1875-1961) – hat jetzt die bekannte amerikanische Autorin Deirdre Bair eine monumentale Biografie gewidmet. Ihr in siebenjähriger

Arbeit entstandenes Buch besticht vor allem durch die Fülle des eingeflossenen Materials, vieles davon aus bisher unveröffentlichten Quellen, sowie eine außergewöhnliche Detailgenauigkeit bei der Darstellung psychoanalytischer und zeitgeschichtlicher Zusammenhänge. Während Jung in seinen berühmten, kurz vor seinem Tod abgeschlossenen autobiografischen Aufzeichnungen »Erinnerungen, Träume, Gedanken« sich hauptsächlich auf die Wiedergabe sorgsam ausgewählter innerer Reflexionen konzentrierte und alle äußeren Faktoren, selbst wenn diese seine psychische Existenz nachhaltig beeinflusst hatten, außer Acht ließ, gelingt Deirdre Bair die längst überfällige Entmystifizierung C.G. Jungs, ohne dabei dessen bahnbrechenden Erkenntnisse auf dem Gebiet der Erforschung der menschlichen Seele und der Mythen zu beschädigen.

Ein ausführliches Kapitel widmet sie Jung seltsam verquerer Verstrickung in die nationalsozialistische Ideologie, die seiner Reputation als Analytiker und Wissenschaftler nach dem Zweiten Weltkrieg schweren Schaden zufügte. In den 30er und frühen 40er Jahren äußerte Jung wiederholt Sympathien für Nazi-Deutschland und bediente sich selbst einer rassistischen Phraseologie, wenn er etwa für eine Trennung zwischen »christlich-deutschstämmiger und semitischer Psychologie« votierte, andererseits aber darauf beharrte, »dass er nicht die Gültigkeit ›rassistischer Psychologie‹ anerkenne, sondern lediglich eine Psychologie nationaler Identität ... verteidige«. Befremdlich wirkt auch, dass Jung im Juli 1939 Präsident der nazistisch gleichgeschalteten Internationalen Allgemeinen Ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie wurde, auch wenn er bereits im September 1940 von diesem Amt wieder zurücktrat. Und wie soll man Jungs Äußerung in einem Interview mit der »Schweizer Illustrierten« vom 12. August 1942 verstehen, in der er sich als Befürworter einer Expansion Deutschlands nach Osten zu erkennen gibt? Selbst aus der Zeit nach dem Krieg zitiert Bair noch Stellungnahmen, die durchaus als antisemitisch verstanden werden konnten, wenn Jung beispielsweise in Bezug auf die vorangegangenen Ereignisse in

Deutschland erklärte, »die Juden sind nicht wirklich so verflucht unschuldig«. Gleichzeitig jedoch verweist Bair auf Fälle von aus Nazi-Deutschland geflüchteten Juden, denen Jung immer wieder praktische Hilfe leistete.

In ihrem Epilog zitiert Bair ein Bekenntnis Jungs über sich selbst, das sie als eine der besten Beschreibungen seiner Persönlichkeit ansieht: »Ich bin einfach jemand, der nicht in ein geläufiges Schema gepresst werden kann, und das ist die Bedeutung meines Lebens. Was ich darstelle, ist ein Faktum: Ich bin es.« *Adelbert Reif*

Kranke und Dämonen

HEINZ SCHOTT/ RAINER TÖLLE: **Geschichte der Psychiatrie.** Krankheitslehren – Irrwege – Behandlungsformen. Verlag C.H. Beck, München 2005. 688 Seiten, 39,90 EUR.

Dass die heutigen Lehrbücher der Psychiatrie kaum mehr auf die Geschichte des Faches eingehen und – umgekehrt – historische Darstellungen der Psychiatrie den aktuellen Stand der Disziplin fast völlig ausblenden, ist dem Trend unserer Zeit zu immer mehr »Spezialisierung« anzulasten. Dabei käme es gerade im Fall der sich keines besonders guten öffentlichen Rufes erfreuenden Psychiatrie auf eine möglichst enge Zusammenführung beider Aspekte an. Eben dieses Ziel verfolgen der Bonner Medizinhistoriker Heinz Schott und der Münsteraner Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie Rainer Tölle mit ihrer aus langer Zusammenarbeit hervorgegangenen »Geschichte der Psychiatrie«.

Ausgehend von der Feststellung, dass es »angesichts der bekannten internen und öffentlichen Kontroversen über die Psychiatrie« nunmehr an der Zeit sei, »die aktuelle Situation in einer historischen Reflexion ›einzuholen‹«, vermitteln die Autoren auf nahezu 700 Druckseiten einen systematischen, an den theoretischen Konzepten und praktischen Problemen orientierten Überblick über die Geschichte der Psychiatrie von den Anfängen bis zur Gegenwart. Um es vorweg zu sagen: Ihr Ansatz, einerseits histo-

rische Gegebenheiten durch aktuelle Fragestellungen neu zu sichten und andererseits die Verhältnisse der gegenwärtigen Psychiatrie im Lichte ihrer Geschichte besser wahrnehmbar zu machen, kann im Wesentlichen als gelungen bezeichnet werden, obwohl sie einräumen, sich der »unvermeidbaren Defizite« dieses Unternehmens durchaus bewusst zu sein.

Gegliedert in sechs Hauptabschnitte, decken Schott und Tölle in insgesamt 53 Kapiteln ein erstaunlich breites Spektrum von Themen und Begriffen der Psychiatrie und ihres Umfeldes ab, wobei sie sogar scheinbar Randständiges wie Dämonologie, Magie, Imagination und Mesmerismus berücksichtigen.

Besondere Anerkennung gebührt den Autoren, dass sie den häufig vernachlässigten »Irrwegen« der Psychiatrie während der Zeit des Nationalsozialismus breiten Raum widmen. Was von Schott und Tölle hier in den Kapiteln »Psychisch Kranke im Nationalsozialismus« und »Psychiater und Nationalsozialismus« an unstrittigen Verbrechen selbst renommierter Psychiater dokumentiert wird, wirkt gerade durch die bedingte Verknappung und Sachlichkeit der Darstellung so erschütternd. Dennoch gelangen die Verfasser zu dem Schluss: »Eine besondere Täterpersönlichkeit scheint es bei den nationalsozialistischen Verbrechen nicht gegeben zu haben; es spricht mehr dafür, dass es sich bei den Tätern nicht um kriminelle Typen, sondern um unauffällig erscheinende Juristen, Mediziner, Pfleger, Pfarrer, Techniker usw. gehandelt hat, die ein ihnen vorgegebenes Programm abwickelten.« Unter Verweis auf historische Tatbestände meinen Schott und Tölle, »dass leitende Ideen und Handlungsvorschläge« (Sozialdarwinismus, Eugenik-Debatte) zur Eliminierung »lebensunwerten Lebens« bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Bereich der Medizin auftauchten und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts massiv zur Geltung gelangten. »Das NS-Regime«, so Schott und Tölle, »konnte sie bestens in seine Ideologie integrieren und für seine Zwecke nutzen.« Dass so mancher dieser Täter – unter ihnen befanden sich auch einige prominente Namen – in der späteren Bundesrepublik seine beruf-

liche Karriere unangefochten fortzusetzen vermochte, würde die oben erwähnte These der Autoren stützen, nach der es sich nicht um »kriminelle Typen« gehandelt habe – eine zugegebenermaßen sehr unbefriedigende Einschätzung. Umso enttäuschender ist es in diesem Zusammenhang, dass Schott und Tölle die psychotherapeutischen und psychiatrischen Möglichkeiten zur gesundheitlichen Rehabilitation von traumatisierten NS-Opfern, insbesondere von Überlebenden der KZs und Vernichtungslager, kaum in den Blick nehmen.

Etwas zu mager ausgefallen ist auch das Kapitel »Missbrauch der Psychiatrie«. Wenn man an die weltweit diskutierten Missbrauchsfälle allein in der Sowjetunion und in einigen anderen Ländern des ehemaligen Ostblocks denkt, dann hätte es 15 Jahre nach der politischen Wende schon einer etwas ausführlicheren kritischen Rezeption dieses Themas bedurft. Ebenso vermisst man zumindest cursorische Abrisse der gegenwärtigen Situation der Psychiatrie in so wichtigen Ländern wie China, Russland oder in Lateinamerika. Andererseits widmen Schott und Tölle dem Umgang mit psychisch Kranken in der arabisch-islamischen Welt besondere Aufmerksamkeit. »In der Medizingeschichtsschreibung wurden immer wieder der humane Umgang und die intensive medizinische Pflege der Geisteskranken hervorgehoben«, schreiben die Autoren und führen dafür eine Reihe interessanter Beispiele an.

Wiederum als ein Manko gilt zu registrieren, dass der äußerst interessante Komplex »Psychiatrie in der Literatur« völlig ausgespart bleibt, was schon deshalb unverständlich ist, weil allein im deutschen Sprachraum während der 70er und 80er Jahre eine Vielzahl von Romanen und biographisch-literarischen Berichten zu dieser Thematik erschienen sind. Erinnerung sei hier nur an seinerzeit so lebhaft diskutierte Bücher wie »März« von Heinar Kipphardt und »Raumlicht: Der Fall Evelyne B.« von Ernst Augustin (beide 1976) oder an »Der Mann im Jasmin« von Unica Zürn und »Mars« von Fritz Zorn (beide 1977). Daran anknüpfend, wäre ein nicht minder interessantes Kapitel »Psychiatrie im Film« gewesen.

Doch ungeachtet solcher »unvermeidbaren Defizite« liegt mit dieser »Geschichte der Psychiatrie« ein außergewöhnlich informatives und fesselnd geschriebenes Werk vor. Seine praktische Benutzbarkeit wird durch einen umfangreichen Anhang mit mehr als 500, teilweise sehr ausführlichen Anmerkungen, einem ebenfalls ausführlichen Literaturverzeichnis sowie einem Personen- und Sachregister noch beträchtlich erhöht.

Adelbert Reif

Spirituelle Intelligenz

RUDY VANDERCROYSE: **Herzwege.** Von der emotionalen Selbstführung zum meditativen Leben. Edition Hardenberg, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2005. 166 Seiten, 16,50 EUR.

Im vergangenen Jahrzehnt wurde das Gefühl als »intelligente« Fähigkeit des Menschen zu einem Thema allgemeinen Interesses. Da, wo diese Fähigkeit fehlt, kann es zu erheblichen Defiziten kommen. So kann z.B. eine Gefühlsblindheit, also die fehlende Wahrnehmung der eigenen Gefühle, eine Entscheidungsunfähigkeit verursachen, die das Leben massiv beeinträchtigt. »Emotionale Intelligenz« war der Begriff, den der Harvard-Psychologe und Wissenschaftsjournalist Daniel Goleman 1995 in die Diskussion einführte. In Absetzung zum IQ, dem Intelligenzquotienten, machte er bald darauf die Rede vom EQ populär, dessen Aussagekraft schließlich als stärker erkannt wurde als die des IQ. Sehr schnell folgte darauf eine Pragmatisierung der emotionalen Intelligenz, mit der aus ihr eine Erfolgsintelligenz wurde. Gleichzeitig mutierte der emotionale Quotient zum EQ2, dem Erfolgsquotienten. Dass dieser eine Gefühlsethik in den Schatten stellt, leuchtet ein. Denn auch über die emotionale Kompetenz meldet sich hier der Konkurrenzkampf wieder.

Rudy Vandercruyse geht es nun demgegenüber um eine emotionale Kompetenz, die dieser Gefahr nicht erliegt, sondern zu deren Stärke es

gehört, die Autonomie des Ich durch die Ausbildung des Gefühlslebens zu vergrößern, was zunächst vor allem bedeutet, die Abhängigkeit von den eigenen Gefühlsregungen zu verringern, indem man sie beobachtet und verwandelt. Das Hauptziel aber ist die Wiedervereinigung von Herz und Verstand und die Öffnung für eine geistige Qualität des Gefühls, die über unsere Emotionen und Affekte hinausgeht. Für den Autor bedeutet das, »zum Autonomieschritt der emotionalen Intelligenz einen weiteren zur Spiritualisierung des Intellekts hinzuzufügen«. Spirituelle Intelligenz entgeht der Gefahr einer verstandesmäßigen Manipulation des Seelenlebens und damit auch einer selbsthaften Funktionalisierung der Gefühle im Interesse des Erfolgs, weil sie eine voll »bewusste Teilhabe an der Ursprungswelt des Ich« bedeutet. Die Sehnsucht nach dem Geistigen, die im Herzen angelegt ist, kann vom Ich aus gepflegt und erfüllt werden. Der Königsweg dahin, der Weg, dem das Ziel immer schon eingeschrieben ist, ist der der Meditation. Doch dieser im letzten Kapitel behandelte Königsweg hat seine Vorstufen. Sie bestehen in einem bewussten und modifizierten Umgang mit dem eigenen Seelenleben. »Selbstführung« ist hier der Begriff der Wahl, der die Ich-Tätigkeit benennt, mit der wir unsere emotionale Intelligenz auszubilden vermögen. Am Leitfaden der »Nebenübungen« Rudolf Steiners erläutert Vandercruyse die Schritte unserer Selbstausbildung. Etwas unangenehm dabei berühren hier die vielen »Zuchtvokabeln« wie Gedanken-, Handlungs- und Gefühlskontrolle, der Selbstbefehl, das Zügeln, Bezwingen und Überwinden. Hier wünscht man sich, dass auch der anderen Dimension eines gesunden Seelenlebens als Balance zur Selbstkontrolle Rechnung getragen würde, also etwa der Hingabe, der ungeteilten Aufmerksamkeit, der Spontaneität, ja dem leidenschaftlichen Kuss, zu dem es einfach gehört, dass der Kontrollturm »versagt«, weil ihm sonst etwas Unechtes anhaften würde. Doch muss man sehen, um was es Vandercruyse letztlich geht:

Es geht um die kultivierte Empfindung, die durch Selbstkontrolle und läuternde Verwandlung hindurchgegangen zu einer Steigerung der

seelischen Empfänglichkeit führt, in der erst die eigentliche innere Versenkung, die Meditation, stattfinden kann. Die Meditation ist Selbstzweck, aber sie hat ihre »Nebeneffekte«, die man vermutlich gar nicht anvisieren darf, damit man sie nicht gleich wieder einer Technik preisgibt, die in diesem hauchzarten Kontext stets etwas Tödliches für das zu Erreichende hat. Es sind dies bestimmte seelisch-geistige Qualitäten wie Güte, Weisheit, Mut, Kraft, Geduld und Vertrauen. Sie sind das, was über die Fähigkeiten der emotionalen Intelligenz hinausgeht und jene spirituelle Intelligenz begründet, die den Menschen in der Beziehung zum Übersinnlichen den Sinn seiner Existenz erfahren lässt. Dass hier die Anthroposophie im Kontakt und in der Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Emotionsforschung Wesentliches zu sagen und zu tun hat, hat Rudy Vandercrusse deutlich gemacht. Sein Buch praktiziert dabei selbst schon ein Stück von dem, wovon es handelt: einen Übungsweg.

Ruth Ewertowski

Nah-Todes-Erlebnisse

WALTER VAN LAACK: **Wer stirbt, ist nicht tot!** Selbstverlag, Norderstedt 2005. 312 Seiten, 24,80 EUR. WALTER VAN LAACK: **Mit Logik die Welt begreifen.** Selbstverlag, Norderstedt 2005, 29,80 EUR. IRIS GRESSER: **Psychologische Auswirkungen von Nah-Todes-Erfahrungen.** Logos Verlag, Berlin 2004. 300 Seiten.

Literatur zum Thema Nah-Todes-Erfahrungen und Gehirnforschung, die das Etikett »wissenschaftlich« verdient und deren Autoren zugleich Offenheit gegenüber unkonventionellen Sichtweisen an den Tag legen, findet man höchst selten. Umso erfreulicher ist es, dass in jüngerer Zeit drei Bücher erschienen sind, die sich diesem Spektrum aus unterschiedlichen Perspektiven annähern und die uneingeschränkt als seriös betrachtet werden können.

Walter van Laack lehrt Biomedizinische Technik an der Fachhochschule Aachen und ist zugleich

niedergelassener Facharzt. Seit Jahren schon setzt sich der Autor dafür ein, Erfahrungen an der Grenze von Leben und Tod sowie Erlebnisse der Spiritualität mit neurophysiologischen und medizinischen Erkenntnissen zu verbinden. Van Laack ist ein entschiedener Gegner der in fachwissenschaftlichen Kreisen vorherrschenden Auffassung, derzufolge der Mensch neurobiologisch determiniert sei: ein Quasimodus, zu keiner selbstbestimmten Entscheidung oder Handlung fähig und doch immer so auftretend, als ob er sich Willensfreiheit zuschreiben dürfe.

Von der Neurobiologie schlägt van Laack die Brücke zu Nah-Todes-Erfahrungen, deren Deutung er nicht den Esoterikern überlassen will, als deren Domäne dieser Bereich vielfach immer noch gilt. Die bereits seit der Antike überlieferten und in jüngerer Zeit durch Tausende eindrucksvoller Berichte dokumentierten Nah-Todes-Erfahrungen werden von der Mehrzahl heutiger Wissenschaftler als Epiphänomene neurophysiologischer und psychologischer Prozesse gedeutet, die in bestimmten – eben lebensgefährlichen – Ausnahmesituationen auftreten. Das hierbei entstehende Bilderpanorama, so die verbreitete Anschauung, gaukle eine übersinnliche Erfahrung vor, die einzig und allein die Funktion erfülle, dem Sterbenden eine sinnstiftende, da sein Schicksal in ein imaginäres Ganzes einordnende Deutung seiner medizinisch mehr oder weniger aussichtslosen Lage zu liefern.

Humorvoll und originell setzt sich van Laack mit gängigen Argumentationsmustern der Reduktionisten auseinander. Er zeigt an zahlreichen Beispielen auf, wie sich in die oft als Tatsachenbehauptungen kaschierten Deutungen von Natur- und Humanwissenschaftlern materialistische Vorurteile einschleichen, die in den Rang religiöser Dogmen erhoben werden, an denen zu rütteln nicht opportun ist. Wer dennoch den Versuch dieses Sakrilegs unternimmt, riskiert den Ausschluss aus der »Scientific Community«, wie es vor einiger Zeit etwa dem Genetiker Wolf-Ekkehard Lönning vom Kölner Max-Planck-Institut (MPI) für Züchtungsforschung widerfuhr, der es wagte, den Darwinismus auf einer offiziellen Seite des Instituts in Frage zu stellen. Der Autor entlarvt liebgegewonnene Denkgewohnheiten der

Naturwissenschaften und berührt dabei auch so strittige Fragen wie die nach den Antrieben der Evolution. Doch sowohl die Wissenschaftsfeindlichkeit fundamentalistischer Kreationisten als auch die Wissenschaftsgläubigkeit zahlreicher Gegner des »Intelligent Design« werden als gleichermaßen reaktionär zurückgewiesen. Van Laacks Werke versammeln somit eine Fülle an Argumenten, die gegen den akademischen Mainstream in der Schnittmenge von neodarwinistischer Evolutionstheorie, Neurobiologie und materialistischer Philosophie ins Feld geführt werden können.

Eine wirkliche Alternative zu dem bestehenden Paradigma bieten seine geistreichen Darstellungen allerdings nicht. Weitgehend ausgespart bleibt die Möglichkeit einer introspektiven Erforschung geistiger Prozesse, die der Autor in den Bereich einer eher fragwürdigen antiken und mittelalterlichen Mystik bzw. Philosophie rückt. Doch gerade wissenschaftliche Denker des 19. und 20. Jahrhunderts, allen voran Oswald Külpe, Franz Brentano, Edmund Husserl, Max Scheler, Herbert Witzgenmann und natürlich Rudolf Steiner, haben den Versuch unternommen, geistige Phänomene aus der Beobachtung des eigenen Denkens heraus zu ergründen. Derlei Bemühungen, so propädeutisch und fragmentarisch sie in vielem auch anmuten mögen, verliefen immerhin vielversprechend genug, um in Arbeiten ausführlicher behandelt zu werden, deren Urheber die Bekämpfung deterministischer »Geist«-Auffassungen ausdrücklich auf ihre Fahne geschrieben haben. Hier liegt die Achillesferse des auf zwei Bände veranschlagten Unternehmens von Laacks: Man kann nicht mit materialisierten Gedanken erfolgreich gegen den Materialismus des Denkens ankämpfen wollen. Bleibt die Aporie unbemerkt, in die sich verstrickt, wer für etwas eintritt, dessen Grundlage er sich zugleich durch die Art des Eintretens beraubt, entsteht das, was der die Anthroposophie eigenständig fortentwickelnde Philosoph Herbert Witzgenmann einmal als »mit der Wahrheit lügen« bezeichnete.

Doch van Laack befindet sich hier in bester Gesellschaft: Unser aller Denken ist in einer Unwahrheit befangen, insofern wir nämlich »Geist«

aus den vorgestanzten Münzen der im »Vokabeluniversum unseres Gedächtnisses« (Nikolaus von Kues) aufgebahrten Vorstellungen zu gewinnen trachten und mit den Werkzeugen unseres Gehirns für eine Geistigkeit eintreten, die diesen Werkzeugen von ihrem Ursprung her wesensfremd ist. Doch zunächst einmal bleibt dem Denken gar nichts anderes übrig, als sich innerhalb dieses Paradoxons zu bewegen. Wird die Aporie des Denkens bemerkt und der »innere Blick« in einem weiteren Schritt versuchsweise auf ihr Zustandekommen gelenkt, kann hieraus der Keim zu ihrer schrittweisen Überwindung erwachsen. Letztere Möglichkeit wird von van Laack jedoch nicht ernsthaft in Betracht gezogen. Der Widerspruch, in den das Nachdenken über Geistiges unweigerlich mündet, weil das Gedachte stets nur die Fußspuren eines bereits vergangenen – erst wieder neu zu vollziehenden und dabei zu beobachtenden – Realisationsgeschehens repräsentiert, wird zwar geahnt, aber es werden keine Konsequenzen aus dieser anfänglichen Einsicht gezogen. Wer allerdings wie van Laack Immateriell-Geistiges als ein genuines Forschungsfeld der Wissenschaften etablieren will, wird nicht umhin kommen, zuzugestehen, dass dessen Verständnis andere methodische Zugänge und Organe voraussetzt als jene, mit denen die materielle Wirklichkeit erfasst und beschrieben werden kann.

Aus ganz anderem Blickwinkel nähert sich die Psychologin *Iris Gresser* in ihrer als Dissertation entstandenen Studie dem Bereich der Nah-Todes-Erfahrungen. Die Autorin spürt den Auswirkungen solcher Erlebnisse in den Biografien der davon Betroffenen nach. Gresser zeichnet zunächst einen kulturhistorischen Abriss, der beim Ägyptischen Totenbuch einsetzt und dessen Darstellungsbogen über Dante Alighieris Jenseitsvisionen in der »Göttlichen Komödie« bis hin zu den erst in jüngerer Zeit aufgezeichneten Nah-Todes-Erlebnissen von Kindern und Jugendlichen reicht.

Durch ausführliche Interviewgespräche mit ehemaligen Patienten, die Nah-Todes-Erfahrungen bezeugen, wird sowohl die Vielschichtigkeit der oft ebenso beglückend wie bedrohlich erlebten Grenzerlebnisse als auch die Dynamik ihrer

persönlichkeitsverändernden Langzeitfolgen dargelegt. Es sei auffällig, so die Autorin, dass Menschen, die in Todesnähe gerieten und sich an diese Erfahrung erinnerten, oft eine fundamentale Wandlung ihrer Persönlichkeit erführen. Diese Tatsache widerspreche der Deutung, dass es sich hierbei lediglich um eine Art psychologische Verarbeitungsprogramm auf der Basis einer Wunschprojektion handle, die das Gehirn mit dem Ziel erzeuge, das lebensbedrohliche Grenzerlebnis sinnvoll oder »angenehm« erscheinen zu lassen. Denn viele Nah-Todes-Erfahrungen, die klassische Merkmale wie »Out-of-Body«-Erlebnisse, eine Lebensrückschau oder Licht-Begegnungen aufweisen, sind nicht »angenehm«, sondern geradezu schockierend für das Selbstverständnis der Betroffenen. Sie stehen dem Wunschdenken der Patienten oft diametral entgegen und können zu einer nachhaltigen, oft schmerzhaften Infragestellung des bisherigen Lebenswandels führen. Dies gilt vor allem für Menschen, deren Leben vorher nur an äußeren Leistungskriterien oder Werten orientiert war und die sich nun von einem Moment auf den anderen aus ihrer habituell gewordenen Lebenslüge herauskatapultiert sehen.

Gresser wendet sich gegen die reduktionistische Annahme, derzufolge es sich bei Nah-Todes-Erfahrungen lediglich um Halluzinationen handle. Die Autorin räumt jedoch ein, dass halluzinative Erlebnisse, wie sie etwa unter Drogeneinfluss zustandekämen, Charakteristika aufwiesen, die den bei Nah-Todes-Erfahrungen beobachteten nicht unähnlich seien. Auch kommt es wohl häufiger vor, dass Betroffene ein authentisches Erlebnis an der Todesschwelle im Nachhinein mit Gelesenem oder im Fernsehen Gesehenen vermengen und dann die Quellen ihres »Wissens« nicht immer klar auseinanderhalten vermögen. Denkbar ist auch, dass sich subjektive Erinnerungs- und Wunschbilder in einer lebensgefährlichen Grenzsituation verselbständigen, d.h. buchstäblich Gestalt annehmen und sich in eine mehr oder weniger »spirituelle« Botschaft einkleiden. Dies könnte beispielsweise erklären, warum »Jesus-Begegnungen«, von denen US-amerikanische Nah-Todes-Erlebende gern und häufig berichten, für den eu-

ropäischen Geschmack oft banal, ja kitschig anmuten. Allerdings ist damit die Frage noch nicht beantwortet, ob und inwieweit nicht auch durch subjektive Wünsche, religiöse Vorurteile oder andere Einflüsse geprägten Nah-Todes-Erfahrungen ein authentischer Kern zugrundeliegt, der auf eine Berührung mit einem universalen Geistgehalt verweist. Die »Echtheit« eines Nah-Todes-Erlebnisses – hierin sind Walter van Laack und Iris Gresser weitgehend derselben Auffassung – bemisst sich offenbar an dem Grad der Bewusstheit, die das Erleben begleitete sowie an der Radikalität der ethischen Konsequenzen, die sich aus einer solchen Konfrontation mit einer »anderen« Wirklichkeit für das Leben des Betroffenen ergeben.

Obwohl Gresser spirituelle Deutungsperspektiven an mehreren Stellen ihrer Arbeit durchschimmern lässt und auch der Name Rudolf Steiner Erwähnung findet, streift die Autorin dessen Geisteswissenschaft nur unmerklich. Dies ist schade, da wesentliche Aspekte der Nah-Todes-Erfahrungen ohne eine vertiefende Herangehensweise und Sicht im Dunkeln bleiben müssen. Andererseits kann von einer Dissertation dieses Umfangs und dieser Aufgabenstellung gar nicht erwartet werden, dass sie das materialistische Welt- und Menschenbild mit einem Ruck aus den Angeln hebt.

Die anthroposophische Literatur rezipierte Nah-Todes-Berichte wie beispielsweise den von George G. Ritchie (»Rückkehr von morgen«) in der Vergangenheit oft viel zu unkritisch, da fast ausschließlich unter affirmativen, die eigene Weltanschauung bestätigt sehenden Vorzeichen. Der geisteswissenschaftliche Charakter der Anthroposophie stand somit hinter dem Bedürfnis nach religiöser Erbauung zurück. Eine gründlichere Untersuchung des im Grauzonenbereich von spiritueller Erfahrung, Kitsch und Kommerz angesiedelten Phänomens steht somit noch aus. Die hier besprochenen Bücher könnten Grundlage einer solchen Untersuchung sein, da sie das Phänomen kritisch beleuchten und gleichwohl Fragen nach der Authentizität der Nah-Todes-Erfahrungen mit wissenschaftlicher, weitgehend undogmatischer Forscherneugier befragen.

Ralf Sonnenberg

Brücke zum Unsichtbaren

OLAF PETERS: **Vom schwarzen Seiltänzer.** Max Beckmann zwischen Weimarer Republik und Exil. Dietrich Reimer Verlag, Berlin 2005. 552 Seiten, 49 EUR.

Das aus einer Habilitationsschrift hervorgegangene, mit viel vergleichendem Bildmaterial versehene Buch Olaf Peters setzt sich zum Ziel, die künstlerische Arbeit Max Beckmanns vor und während seiner Emigration zu historisieren, das heißt mehr als das bisher in der Max Beckmann-Forschung der Fall war, auf die spezifischen Zeitereignisse zwischen 1920 und 1950 zu beziehen. Zu diesem Zweck wird Beckmanns implizite und explizite Stellungnahme zu Fragen des Zusammenhangs von Kunst und Politik erörtert, es werden außerdem seine Lebensbedingungen im Amsterdamer Exil seit 1937 untersucht. Auch wird Beckmanns Versuch nachgegangen, sich ab 1947 in den USA künstlerisch zu behaupten.

Im Kern dieser historisierenden Untersuchung steht Beckmanns Aufsatz »Der Künstler im Staat«, den er im Jahr seines berühmten Selbstporträts »Selbstbildnis im Smoking« 1928 in der Europäischen Revue des Prinzen Rohan veröffentlichte. Nicht nur unterstellt Peters Beckmann eine gratwandernde Affinität zu dem als bedenklich, ja gefährlich befundenem konservativ-elitärem Denken des Rohan-Kreises, auch soll Beckmann in besagtem Aufsatz mit einem »charismatischen Führertum« geliebäugelt haben, ohne dass Peters aber präzisiert, was Beckmann unter genanntem »charismatischen Führertum« verstanden haben könnte. Gerade in jenem »historisierenden« Teil und den angestrengten Bemühungen, dem bekanntlich den Eitelkeiten und Banalitäten des politischen Geschäfts abholden Beckmann politische Parteinahmen zu unterstellen, liegt die Schwäche des Buches. Dies betrifft insbesondere die konstruiert wirkende Behauptung, Beckmann habe den Ideen der Konservativen Revolution angehangen. Zum einen war die Bewegung der Konservativen Revolution zwischen den beiden

Weltkriegen äußerst breit gestreut und facettenreich und das ihr Gemeinsame, so stellt Peters selber fest, war ein Nationalismus, den Beckmann, wie der Autor konzedieren muss, aber stets vehement verwarf. Zum anderen sind auch personelle Verbindungen, die diese Behauptung stützen könnten, kaum auszumachen und schrumpfen zu zufälligen und peripheren Begegnungen. Bezüglich dieses Themenbereichs verwickelt sich der Autor in Ungereimtheiten, die aber von den Stärken des Buches im phänomenologischen, werkbetrachtenden Teil aufgehoben werden. Bildbeschreibungen und Bildanalysen, so in etwa die des »Traumes« von 1921, leistet der Autor durchweg gekonnt, indem er sie in all ihren formalgestalterischen und ikonographischen Möglichkeiten auslotet, darin andere Beckmann-Autoren durchaus überbietend. Peters exemplifiziert an Beckmanns Schlüsselbild »Der Traum« die in dessen Bildern von 1910 bis 1920 vorherrschende Verschränkung christlicher Ikonographie mit zeitgenössischer Realität. Diese hat einen Maler zum Schöpfer, der sich zunehmend der Zuschauerrolle seines Frühwerks entledigt, indem er zum Mitleidenden an seiner Zeit wird.

Schwierigkeiten könnte wiederum Peters Versuch dem Beckmann-kundigen Leser bereiten, sein Werk aufgrund seiner Bildsprache stilistisch einzuordnen. Nachdem der Autor den nicht neuen Tatbestand konstatiert, dass Beckmanns Kunst vor 1920 als ein Amalgam aus Kubismus, Expressionismus und spätmittelalterlicher Kunst angesehen werden kann, das Beckmann mit dem Begriff »Transzendente Sachlichkeit« umrissen wissen wollte, legt sich der Autor für Beckmanns Kunst in den 20er Jahren auf die Neue Sachlichkeit fest. Deren »Hauptvertreter« soll Beckmann sogar gewesen sein. Diese Behauptung lässt sich anhand der Bildsprache Beckmanns aber kaum belegen. So verwundert es nicht, dass Peters den Versuch eines solchen Nachweises auch erst gar nicht unternimmt. Sehr schön gelingt Peters hingegen die Beschreibung und Kompositionsanalyse des Bildes »Les Artistes mit Gemüse«, dem bekannten Gruppenporträt aus dem Amsterdamer Exil von 1943, dessen kompositorische

Ordnung der Tischrunde als Bild des Exils gemeinsam geteilten, gleichsam aber auch trennenden Schicksals gedeutet wird. In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre war Beckmanns Vorstellungswelt durch die Gedanken der Autonomie des schöpferischen Subjekts und das Rätsel des Gleichgewichts geprägt. Kunst ist für Beckmann ethisch fundiert. Sie nimmt die Rolle der Religion ein, insofern sie Erlösung von den Daseinsverstrickungen verspricht.

Peters geht im Folgenden auf Beckmanns idealistisches ästhetisches Programm ein, demzufolge die Kunst die Idealität hinter der illusorischen Realität freizulegen und zu veranschaulichen habe. Kunst soll eine Brücke zum Unsichtbaren schlagen. Der Autor bemerkt zu dieser zentralen Bemühung Beckmanns: »Dieser von Beckmann durch einen Hinweis auf die Kabbala erläuterte Gedanke, der im Wesentlichen auf Schopenhauers Dualismus von einer Welt als Vorstellung (das heißt der wahrnehmbaren Welt) und einer Welt als Wille (das heißt der dahinter stehenden Welt des blinden Triebes) und Nietzsches Vorstellung vom Apollinischen und Dionysischen gründet, hatte im Laufe der Jahre eine Transformation durchgemacht und eine zunehmend deutlichere Kontur gewonnen.« Diese Position und gedankliche Orientierung versucht der Autor an Passagen der Londoner Rede Beckmanns im Folgenden herauszuarbeiten: Wie die Malerei für Beckmann zum »existentiellen Mittel der Daseinsbewältigung und zum Vehikel eines transzendenten Wissens« wurde, so blieb doch dessen Weltanschauung inkonsistent und unsystematisch, zwischen Monismus und Dualismus, zwischen Romantik, Schopenhauer und Nietzsche und zwischen »Bruchstücken« aus der theosophischen, kabbalistischen und gnostischen Tradition oszillierend. Diese Feststellungen des Autors sind für den, der Beckmanns Werk und Biografie kennt, nicht neu, und verbleiben so lange in einer Sphäre des Abstrakten, so lange sie nicht an Beckmanns Bildern verifiziert werden.

Diese Anstrengung der notwendigen Entschlüsselung mied Peters. Wer auf diese Weise einen Zugang zu Beckmanns ikonographischer Welt und deren vielfältiger weltanschaulicher

Motivierung sucht, wird bei Peters seine Erwartungen nicht erfüllt sehen. Denn diesem ist daran gelegen, Beckmanns mythische Bildsprache auf die aktuellen Zeitumstände zu beziehen und die gnostische und theosophische Motivwelt zu entzaubern. Dies rechtfertigt der Autor mit dem Vorwurf an die Vertreter einer gnostischen und esoterisch-okkulten Lesart von Beckmanns Werk, diese blendeten die tatsächlichen bildnerischen Prozesse systematisch aus, seine Kunst somit verkennend. Denn im Falle Beckmanns konstituiere »die prozesshaft entstandene, polysemantische Bilderfindung eine anschaulich kaum einzuholende, in sich brüchige Weltsicht«, mithin eine für die Moderne charakteristische Mehrdeutigkeit des Gesamtwerks, die eine in sich schlüssige Bildinterpretation obsolet mache. Wenn Peters aber so weit geht zu behaupten, Beckmann zerstöre »jede« sinnstiftende, traditionelle Bilderzählung, so vergisst er dabei geflissentlich, dass er selbst bei seiner Beschreibung und Interpretation von Beckmanns »Der Traum« eine durchaus sinnstiftende Erzählung und Sinndeutung zu Tage gefördert hat. Olaf Peters umfangreiche Studie schwankt und oszilliert selbst zwischen hervorragenden Bildbeschreibungen, die dem Leser einen profunden Zugang zu Beckmanns Bildwelt gewähren, und abstrakten, zum Teil mühsam konstruierten und dabei auch widersprüchlichen Theorieteilchen, die kaum zu erhelten vermögen, wie sich in Beckmanns Bildwelt ein durchaus sinnstiftendes Weltbild enthüllt. Der nicht selten anzutreffende wissenschaftliche Reflex zu meinen, gnostischen und theosophischen, überhaupt spirituellen Weltanschauungen mit apriorischer Skepsis begegnen zu müssen, verhindert im Falle des malenden »Esoterikers« Beckmann ein tieferes Werkverständnis. Dies soll den Gewinn bei der Lektüre von O. Peters interessantem Buch nicht schmälern oder in Abrede stellen. Es soll diesem Versuch aber seinen ihm angemessenen Platz in der Beckmann-Forschung zuweisen.

Gerd Weidenhausen

Mondknoten im Lebenslauf

FLORIAN RODER: **Die Mondknoten im Lebenslauf**. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2005. 424 Seiten, 24 Seiten.

Mondknoten gehören ohne Zweifel zu den spannendsten, aber auch anspruchsvollsten Themen in der Biografiearbeit und der spirituellen Astrologie. Letztere beobachtet seit geraumer Zeit die zyklische Wiederkehr bestimmter Konstellationen in Verbindung mit Mond- und Sonnenfinsternissen, die an die Zeit der Renaissance oder Reformation erinnern und einen Paradigmenwechsel ankündigen. Wer in der Biografiearbeit tätig ist, kann ähnliche Beobachtungen machen. Bestimmte Reifeprozesse der Seele »verjüngen« sich, ohne dass kosmische Rhythmen und Planetenqualitäten in ihrem Wirken in Frage gestellt werden. Das grenzt fast an ein Wunder, zeugt aber auch davon, dass der Mensch besonders durch die Mondknoten eingebunden ist in die Wechselwirkung von Mikro- und Makrokosmos. Dieser Aspekt macht den sozialisierenden Anteil dieses Phänomens und damit die Notwendigkeit bewusst, in Zusammenhängen denken und erkennen zu lernen, ohne das Individuelle allzu sehr zu verherrlichen oder zu kultivieren. Durch die Mondknoten sind wir auch als Angehörige einer Generation aufgerufen, bestimmte Lernprozesse, auch wenn sie im Inneren stattfinden, gemeinsam zu meistern.

In seiner Studie »Die Mondknoten im Lebenslauf« untersucht Florian Roder astronomische, mythologische und kosmologische Zusammenhänge des Mondknotengeschehens unter menschenkundlichem Aspekt. Dabei kann er auf eine Fülle an Material zurückgreifen. Beginnend mit einem »exemplarischen Einstieg« werden die Mondknoten in ihren astronomischen Verhältnissen, durch mythische Bilder und den Planetenqualitäten von Sonne und Mond charakterisiert und deren Wirken in Biografien ausgewählter Persönlichkeiten wie Erasmus von Rotterdam, Christian Morgenstern, Peter Noll, Graf von Moltke u.a. kurz beschrieben. Es

folgen ausführliche Schilderungen zum Wesen der ersten drei Mondknoten, die an Goethes Leben und vereinzelt an weiteren biografischen Miniaturen unterschiedlicher Persönlichkeiten dargestellt werden. Auch hier schöpft der Autor aus bereits bearbeiteten Biografien.

Das Thema des vierten Mondknotens ist Goethe allein gewidmet. Dessen »urbildhafter Lebenslauf«, so der Autor in seinem Vorwort, solle »als Angelpunkt und Maßstab« seiner Studie dienen. Es hätte sich gelohnt, diesem Vorhaben treu zu bleiben, um wenigstens an einer Biografie das Wirken einer Gesamtheit aus den einzelnen Mondknoten heraus deutlich zu machen und so zu einem Urbild zu gelangen, das sich aus einer phänomenologischen Betrachtung ergeben kann und zugleich die Signatur des Mondknotens und damit die »Idee« seines Lebens herauskristallisiert. Der vierte Mondknoten Goethes aber bleibt in der Interpretation des Autors vor allem unter dem Aspekt der Zukunft nahezu unerkannt. Wie kommt der Autor zu der Erkenntnis, der vierte Mondknoten sei »weniger sprechend und prägend«? In ihm ist alles gesagt. Bei Goethe darf man getrost etwas mehr in die Tiefe gehen und eine imaginative Zusammenschau wagen.

In den folgenden Kapiteln werden die Finsternisse besprochen, die ja bekanntlich ausgelöst werden, wenn Sonne und Mond (z.B. bei Neuer oder Vollmond) in der Nähe der Mondknotenlinie stehen. Der Autor beschreibt diese Vorgänge, auch in ihrer mythologischen Bedeutung, anschaulich und ausführlich und kommt zu dem Schluss: »Die Finsternisse, können wir sagen, sind Sonderfälle der Mondknoten.«

Im weiteren Verlauf seiner Studie wendet sich der Autor dem nicht minder interessanten Zusammenspiel von Sonnen- und Mondenkräften zu. Vedische und germanische Bilderwelt, Soma und Manas, Gralsbild, Kundalini, Yoga, kosmischer Atem u.a. Themen werden besprochen. Der Bezug zum Mondknotenthema wird hier nicht immer deutlich bzw. verliert sich, um dann in einem erneuten Kapitel »repräsentativer Fälle« wieder aufgenommen zu werden. Betrachtungen zum Mondknotengeheimnis in den Evangelien und gedankliche Verbindungen

zum Gral bilden den Abschluss des weit gespannten Bogens: »Die Mondknoten in der Biografie sind offenbar Punkte, an denen das Ideal des Grals anschaulich geprüft wird. Am Durchkreuzungspunkt von Sonnen- und Mondkräften wird der Mensch in strenger Weise befragt: Wie weit bist du mit der Verwandlung deines Gedankenlebens?«

Da mischen sich unmerklich verschiedene Ebenen. Nicht alles, was mit Sonne und Mond zu tun hat, ist ein Mondknotenthema.

In seiner Studie über die Mondknoten geht Florian Roder vor allem geistigen Zusammenhängen nach. Der interessierte Leser kann umfangreiches Material zum Thema entdecken und Bekanntes in ungewöhnlichen Zusammenhängen neu überdenken. Mondknoten haben aber durchaus auch eine irdische Dimension, denn unser Schicksal gestaltet und wandelt sich auf Erden. Dieser Aspekt, der vor allem durch Saturn und dessen Planetenqualität zum Ausdruck kommt, findet kaum Beachtung in dieser Studie. Als Dritter im Bunde sollte er im Mondknotengeschehen zumindest unter dem Aspekt der Individuation mitgedacht werden.

Bei der Auswahl »repräsentativer Fälle« kommt das weibliche Element entschieden zu kurz. Von der ausführlichen Darstellung des ersten Mondknotens der legendären Jeanne D'Arc einmal abgesehen, hätte die Behandlung des zweiten Mondknotens bei Mathilde Scholl etwas mehr Sensibilität verdient. Von ihren Zuständen der Depression ist die Rede und dem Überwinden von Widerständen und Dunkelheiten. Wieder legt der Autor den Schwerpunkt seiner Betrachtung auf Vergangenes, ohne in dem Zukünftigen, das sich im Mondknoten ja zeitgleich ankündigt, ein Gleichgewicht zu suchen. Offensichtlich hat er es gar nicht versucht bzw. nicht erkannt, wie man seinem Urteil entziehen kann: »Wir sehen, wie bei Mathilde Scholl nicht eine bestimmte Einsicht im Mittelpunkt steht, die für das weitere Schaffen wegweisend werden soll.« Es gibt Krisen, die zeigen an, dass in der Entwicklung ein Punkt erreicht wurde, an dem die Aufgaben dieser Phase auf dem Lebensweg erfüllt sind. Der folgende Schritt ist nun aber kein linearer, kausaler – er gleicht

vielmehr einem Quantensprung und führt zu einem Neubeginn auf einer ganz anderen Ebene. Der Autor möge den Essay der poetisch begabten Mathematikerin über die vierte Dimension lesen und so die ordnende Kraft lebendigen Denkens erfahren, mit der sich diese Frau aus der Finsternis ihres zweiten Mondknotens wie Phönix aus der Asche erhoben hat. Wird hier nicht auch der heilende und heiligende Aspekt des Geistes offenbart? Mondknoten sind eingewoben in ein kosmisches Ganzes und können nur aus dieser Gesamtheit erfahren und erkannt werden. Jedes Aneinanderreihen von Einzelaussagen zerstört dieses zarte Gewebe und birgt die Gefahr in sich, dass auch das Denken dieser Dynamik folgt: Es wird kausal und pauschal.

Mit einem »letzten Beispiel« im Rahmen seiner Studie führt der Autor den Leser an die »heutige Kultur und ihre Denk- und Empfindungsweise« heran, indem er ausführlich über eine »moderne Frau« (Liz Byrski) und ihre »anrührende Lebensgeschichte« berichtet. Nicht ohne Schmunzeln liest man als Mensch im 21. Jahrhundert den zukunftsweisenden Satz: »Das Urbildliche bei einem Frauenschicksal aber ist die Beziehung zu dem anderen Menschen. Das kann die unbefangene seelische Beobachtung einen lehren ...«.

Nun, zumindest Goethe und Steiner hätten das widersprochen.

Karin Haferland